Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 26

Artikel: Moha

Autor: Herold, Kurt

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643764

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Deserteure.

Vom Schweizer Legionär Ch. W.

I.

Die Sonne brennt auf den Wüstensand.
Kein Wölklein flimmert am Himmelsrand,
Kein Lüftchen regt sich, kein Halm, kein Strauch,
Und über das Steinmeer streicht Todeshauch.
Weh dem, der in diese Einöde sich wagt!
Er büßt mit dem Leben, eh der Morgen tagt!

Da sieh! was wankt dort taumelnd einher?
Zwei Menschen sind's in Waffen und Wehr.
Doch krank scheint der eine, der andre ihn stützt,
Kein Helm vor der sengenden Sonne ihn schützt.
Wenn nicht die Quelle sie heut' noch erreichen,
So werden im Sand ihre Rippen bleichen.

Wer sind die beiden? Was suchen sie hier
In diesem menschenverlass'nen Revier?
Sie bleiben stehen und schauen zurück,
Nicht Hoffnung, nur Angst in ihrem Blick.
Wer sind sie? Was trieb sie auf und davon? —
Deserteure sind es der Fremdenlegion!

„Ich kann nicht mehr!" der Kranke spricht.
Er fällt vornüber auf sein Gesicht.
Und „Wasser!" lallt er, „ich sterbe hier,
Reichst du nicht labendes Wasser mir!"
Die zwanzig Stunden, seit sie geflüchtet,
Kein Bissen, kein Trunk hat sie aufgerichtet.

Der Kranke stöhnt, er atmet schwer,
Sein Freund beugt traurig sich über ihn her.
„Laß mich, ich hier doch sterben muß!
Bring du meiner Mutter den letzten Gruß
Von ihrem armen, verlassenen Sohn,
Den Reue trieb in die Fremdenlegion."

Der andere schweigt und läßt ihn klagen.
Dann tröstet er: „Ich werde dich tragen;
Nicht weit mehr kann die Oase sein,
Ich höre schon der Schakale Schrei'n,
Und wo sich diese Räuber künden,
Werden wir sicher auch Wasser finden."

Er beugt sich nieder und will ihn fassen,
Da sieht er des Freundes Züge erblassen.
Ein Zucken durch seinen Körper geht,
Das kranke Herz jetzt stille steht.
Der Freund drückt ihm stumm die Augen zu
Und bettet ihn dann zur ewigen Ruh.

Noch einen letzten traurigen Blick
Wirft er auf den toten Kameraden zurück.
Bei der untergehenden Sonne Schein
Läuft er ins Ungewisse der Wüste hinein.
Wird er die rettende Quelle erreichen?
Sind's Freunde? werden ihn Feinde beschleichen?

II.

Die Nacht ist plötzlich hereingebrochen,
Aus Felsen und Klüften ist hergekrochen
Marokkos aasbegierige Meute
Und stürzt sich zankend auf die Beute.
Dieweil die Hyänen den Fras verschlingen,
Die hungrigen Schakale das Totenlied singen.

Vom Grauen gepackt eilt der Flüchtling ins Weite,
Der Wüstenhund heult ihm ein schaurig Geleite.
Da — in der Ferne verheißt ihm ein Schein
Der Menschen Nähe im Palmenhain.
Ein Lagerfeuer — er schleicht sich heran,
Erreicht die Quelle — o glücklicher Mann!

Erschöpft sinkt er hin und trinkt und trinkt,
Geborgen im Busch in den Schlaf er versinkt.

Er träumt: Am heimatlichen Hügelhang
Läuft er als Knabe dem Bach entlang ....
Doch wie er sich hinkniet, um gierig zu trinken,
Sieht er der Mutter ängstliches Winken ...

Sein Pferd zu tränken, der Quelle sich naht
Ein brauner Reiter auf sandigem Pfad.
Er stutzt, er grinst, er erkennet schon
Am Kleid den Flüchtling der Fremdenlegion.
Er schmunzelt: Ein Fang, es soll mir gelingen,
Ihn lebend dem Oberst zurückzubringen!

Hilf, Mutter! — Da packt ihn mit rauher Hand
Der Spahi, der höhnisch jetzt vor ihm stand,
Beburnust das Haupt, im Arm das Gewehr;
Nicht Rettung noch Hilfe rings umher.
Ohnmächtig spürt er des Lassos Schlingen
Am Pferdesattel zum Lauf ihn zwingen.

Zurück durch die Ebene! — Entsetzliche Qual!
Es brennt wie Feuer das Wüstental.
Auf steinigem Hügel der Posten winkt.
Jetzt fühlt er das Ende, er taumelt, er sinkt,
Ein Glutmeer umhüllt ihn, die Sinne ihm schwinden,
O, könnte er jetzo den Tod nur finden! ....

Auf Stroh, in der Zelle, in Fesseln schwer,
Liegt fiebernd der arme Legionär.
Heut ist Gerichtstag, er weiß es schon,
Ein schimpfliches Sterben, das wird sein Lohn.
Jetzt höret er Schritte, der Riegel knarrt,
Der Puls ihm stocket, das Blut ihm erstarrt.

Vier Fäuste ihn packen, er liegt auf der Bahr,
So bringen sie ihn dem Obersten dar.
Doch eh noch die Schar den Gestrengen erreicht,
Der Kranke aufstöhnt, sich streckt und erbleicht.
Und wie sie gelangt in des Richters Bereiche,
Da sieht der vor sich nur des Deserteurs Leiche.

Ein bleichender Schädel im Wüstensand,
Ein Grab ohne Kreuz am Oasenrand.
Ein Deutscher, ein Schweizer, sie waren sich Freund,
Die Schuld und das Heimweh, das hat sie vereint.
Wie manch einer trauernden Mutter Sohn
Wird wohl noch das Opfer der Fremdenlegion!

Moha.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Arabischen erzählt von Kurt Herold.

Moha, dessen Heimat in einem versteckten Winkel des hohen Atlasgebirges lag, kam durch irgend einen Zufall nach Rabat, der weißen, leuchtenden Stadt am Meere. Zum ersten Male in seinem armen Leben sah er das Meer, vor dessen niegeahnter Schönheit er in stummes Entzücken geriet. Weiter drüben, halbversteckt von den alten Wällen, entdeckte er aber auch das mühselige, bis zum Versagen angespannte Leben armer Existenzen, wie er es in seinen Bergen überall und täglich gesehen hatte. Nur war es hier viel buntscheckiger und wickelte sich in engen, pittoresken und um Luft ringenden Gassen ab. Aber es war etwas Neues, Fremdartiges, sodaß er von dem Wunsch beseelt war, sich in diesem aufgeregten Bienenschwarm zu verlieren, wie einst in den tiefen Wäldern seiner schönen Berber-Heimat.

Während der ersten Wochen berauschte sich Moha im planlosen Durchlaufen der Straßen, der alten Sackgassen mit ihren vielen Winkeln voller Schmutz. Sehnsüchtig betrachtete er mit seinen hungrigen Augen die Menge vielfarbiger Seidenstoffe vor den Buden, die oft kaum größer wie ein Schrank waren. Er liebkoste das kupferne, gleißende Geschirr, beäugte betastend die in Silber getriebenen Dolche und sah stundenlang den Flickschustern zu, die aus alten Autoreifen Sandalen verfertigten. Mit Hochgenuß atmete er den herben Duft des Leders und schlürfte mit bedacht-

samer Wonne das Parfüm der rauchenden, bratenden Brochetts (an Drahtstäbchen auf Holzkohle gebratene Leber-Stückchen), der köstlich schmeckenden Bratfische. Ein andermal lag er untätig im Sande und verfolgte die Meereswellen in ihrer ewigen Unrast. Er gewann die weißen, kreischenden Vögel gern und liebte den Wohlgeruch der Ebbe und Flut, der ihn eigentümlich berauschte.

Im Hinträumen dieser goldenen, untätigen Tage kam dann aber die Stunde, wo ihm die Brust zu eng ward. Irgend ein Gegenstand war schuld daran, hatte ihm Bilder der Heimat hervorgezaubert. Moha bekam Heimweh, bitteres Heimweh nach seinen Bergen, ward krank vor Sehnsucht nach seiner armen Mutter, die allein war und wohl schon viel um ihn geweint hatte.

Doch Mohas Vater, der bereits lange vor ihm nach Rabatt gekommen war, wollte von einer Rückkehr nichts wissen, so sehr er sich selbst heimlich zurücksehnte. Denn er hatte bei Allah geschworen, nicht früher in die Berge zurückzuwandern, bis er sein Glück gemacht hätte, um dann umso erfolgreicher den Kampf gegen die fremden Eroberer, die „Roumis" (Weiße) zu führen. In der Zwischenzeit schwelgte er im Erzählen früherer Erlebnisse, im Entwerfen rosiger Zukunftsbilder. Dadurch lenkte er auch Moha etwas ab, der bald ein nur zu williger, eifriger Zuhörer wurde. Heimlich wünschte Moha, selbst eines Tages der Held seines Stammes, des Berbervolkes zu werden. Seine Träume waren von nun an ausgefüllt mit Kämpfen und Hinterhälten, mit Menschenjagden und Siegesgeschrei.

Doch auch dies wurde anders, als er durch Zufall unter einige unreelle Gesellen geriet, die ihn anfangs über alle Kampfesarten, später aber — für die naiven Rechtsbegriffe Mohas ununterscheidbar, — in der Ausführung von Diebstählen genau unterrichteten. Bald war Moha der Chef einer Bande, die die Stadt wegen ihrer unberechenbaren und „sauberen" Diebstähle in Atem hielt. Aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht: Eines Nachts hatten sich alle Händler und Kaufleute verschworen, wach zu bleiben, und so gelang es ihnen, die ganze Gesellschaft unter Mohas Führung zu überraschen. Einzeln schmiedete man sie in Ketten, dem sehr jungen Moha heftete man noch überdies eiserne Gewichte an die Füße. In seiner lichtlosen Zelle weinte Moha, nicht wegen der Diebstähle, die ja für ihn nur Kampf bedeuteten, aber um seine verlassene Heimat, wo es keine solche schwere Eisen gab, die den Menschen zum wehrlosen Dasein verurteilten.

So kam der Tag der Gerichtssitzung heran, an dem sich ziemlich alle Händler Rabats, mit ihrem Gebetsteppich unterm Arm, in das „mahakama" des Paschas (Hofgericht) begaben.

„Komm näher!" wandte sich der Pascha an Moha. „Sage uns den Grund, warum du all die hier versammelten ehrlichen Kaufleute in einer Tour bestohlen hast, wo du doch von dem Geraubten nie etwas für dich behalten hast."

„Daß Allah den Chitane (Teufel) verfluche", entgegnete hierauf Moha mit empörter Stimme, „ich bin unschuldig, das schwöre ich bei Allah! Bestrafe den Chitane, dessen teuflischer Wille sich dem meinen untergeschoben hat."

Der Pascha, der in dem ganzen zornsprühenden Wesen und der Jugend Mohas eine gewisse Bestätigung dieser Beteuerung fand, verurteilte Moha — zum Erstaunen der bestohlenen Zeugen, die ein Exempel statuiert haben wollten — zum Besuche der französisch-arabischen Schule. Dies allein, meinte er weise, könnte Mohas Vagabundenlaune rechtzeitig bändigen. —

Anderntags sah sich Moha inmitten einer Menge junger, gleichaltriger Menschen. Doch seine jederzeit für etwas Neues leicht aufwallende Begeisterung und die ihm angeborene lebhafte Intelligenz halfen ihm schnell über die erste Beklemmung des Fremdseins hinweg und machten ihm dieses bisher unbekannte Leben schon am ersten Tage sympathisch. Im Laufe der Zeit faßte er eine verehrende Zuneigung zu seiner jungen Lehrerin, die ihm mit mütterlicher Liebe zur Seite stand. Für Moha war sie eine der schönen Feen, wie er sie aus seinen Berberliedern kannte, die bösen, unruhigen Kindern Rosenblätter auf die Augenwimpern legen, um sie einzuschläfern. Eines Morgens aber erschien sie ihm schöner denn je, um ihren Hals trug sie ein goldenes Perlenkollier. Moha konnte seine Augen nicht wegwenden von diesem gleißenden Ding und frug zuletzt schüchtern nach dem Namen dieses Schmuckes.

„Mein kleiner Freund", antwortete ihm darauf die Lehrerin mit einem Lächeln, „das ist ein Kollier, was mir meine Mutter schenkte, damit es mich vor allen Gefahren schützen soll." Und damit legte sie dieses mit einer lieblichen Geste um den Hals des großen Jungens, der vor Glück darüber zu sterben glaubte. Er ließ es mit andächtiger Gebärde durch seine Finger gleiten, fuhr liebkosend, zärtlich darüber hin, um es dann mit einem ehrerbietig darauf gedrücktem Kuß dankbar zurückzugeben.

Einige Tage nach diesem Begebnis aber wurde Moha von seinem Vater aus der Schule genommen. Und wieder einen Tag später kehrten sie Rabat den Rücken und wandten sich gegen die Berge, ihre Berberheimat. Die Erinnerung an seine schöne Fee mit dem Perlenkollier aber nahm Moha mit sich ....

Jahren gehen darüber hin ....

.... Irgendwo in Frankreich sitzt eine sorgende Mutter und liest mit strahlenden Augen den seit langem erwarteten Brief ihres Einzigen, der als Leutnant im hohen Atlas gegen die Riffkabylen kämpft. Die großen, steilen Buchstaben, die noch jetzt in letzter Erregung zu zittern scheinen, sagen folgendes:

.... Wenn Du diesen Brief bekommst, meine teure Mutter, ist Dein Jean einem grausigen Tode entgangen. Durch welches Wunder, Gott allein weiß es. Keiner von uns hat das fremdartige Verhalten unseres Gegners verstanden. Bei einem Erkundigungsdienst geriet ich mit meinen Leuten in einen Hinterhalt. Du weißt nicht, auf welch' abscheuliche Art einzelne unserer Leute, die vor uns in die Hände von Arabern fielen, sterben mußten. Wenn deshalb meine Leute, von deren Tapferkeit und Courage ich Dir früher berichtete, an diesem Tage vollkommen entmutigt und wie Kinder weinend ihrer grausamen Bestimmung entgegenharrten, so können das nur die verstehen, die schon vom Rumpf getrennte, noch lebende Köpfe gesehen haben. Doch das erzähle ich Dir in Kürze, wenn ich für ganz bei Dir bin. Mir war es nicht anders zu Mute, aber es galt wenigstens für mich, den Kameraden Fassung zu zeigen. Wie habe ich in diesen Augenblicken an das schöne Leben, an Dich gedacht, von dem es galt, Abschied für ewig zu nehmen.

Man führte uns vor Moha, den Stammeshäuptling. Bei jeder Gelegenheit habe ich dieses schöne und doch so festgemeißelte, noch junge Gesicht betrachten müssen, diese nachtdunklen, unbeweglichen Augen, die jeden Augenblick bereit erschienen, sich auf ihre Beute zu stürzen.

„Näherkommen!" befahl seine herrische Stimme, „alles herlegen, was in deinem und deiner Leute Besitz ist." Ich kam seinem Wunsche nach. Als letztes löste ich schweren Herzens das goldene Perlenkollier, das einzige Andenken meiner verstorbenen Schwester, welches ich auf der Brust versteckt trug. Zögernd legte ich es zu den andern Gegenständen. Dabei bemerkte ich mit größter Ueberraschung, wie sich die Augen unseres Feindes blitzschnell, wie in plötzlichem Erkennen, auf diesen Schmuck hefteten. Zögernd nahm er ihn in seine Hände, und nachdem er ihn lange sinnend betrachtet hatte, führte er ihn ehrerbietig an seine Lippen. Unverständlich für uns alle, gab er mir darauf das Kollier mit den Worten zurück:

„Da, nimm das Perlenkollier deiner Mutter und kehre mit deinen Leuten glücklich in deine Heimat zurück, denn hier ist euer Platz nicht, das ist Erde, die uns, dem Berbervolk, gehört!" ....